

Weiß die Uhr, wie spät es ist?

## Die Zeit entzieht sich unserem Zugriff

Wir stehen an der Ende eines Millenniums, und soeben ist dieser Ausdruck zum „Unwort des Jahres“ proklamiert worden – wie wahr! Denn, meine Damen und Herren, die Zählung ist ein einziger Unsinn! Aha, werden Sie denken, jetzt kommt irgend so ein Schlaumeier und will uns in die Wissenschaft der Jahreszählungen einführen. Weit gefehlt! Ich möchte Ihnen nur ein paar Gedanken zum Thema Zeit sozusagen vorticken und meinem Vortrag eine kritische Bemerkung voranstellen:

Die derzeitige Diskussion an der Wende zu einem neuen Jahrtausend muß beschämen: Allenthalben hört man Sorgen: Was passiert, wenn die Computer ausfallen? Sind Banken, Krankenhäuser, Energieversorgungsunternehmen, Telefongesellschaften 2000-sicher? Angst und Spannung an der Schwelle zu einem neuen Jahrtausend? – Das ist doch ein schreckliches Gefühl. Schrecklich insbesondere deshalb, weil uns dieser technisierte Blickfang eine andere Richtung des inneren Auges trübt: Wer spricht denn schon von demjenigen, dessen Geburt vor 2000 Jahren die Zeitwende markiert hat? Den die Menschen für so wichtig befanden, daß sie den ganzen Takt der Welt nach ihm zählten? Wer spricht von den ungezählten Meilensteinen unserer Geschichte: das beispielsweise der Merowingerfürst Chlodwig sich zu Weihnachten des Jahres 499 hat taufen lassen und erst damit vor genau 1500 Jahren die Christianisierung Germaniens in großem offiziellen Stil freigegeben hat? Wer spricht von Karl dem Großen, der zu Weihnachten des Jahres 800 als erster Germane – die Franken sind ja schließlich nur ein germanischer Volksstamm – die Kaiserkrone erhielt? Wer spricht von der großen religiösen Erneuerung, die vor knapp 500 Jahren die Reformation der Kirche brachte oder von Johann Sebastian Bach, der vor 250 Jahren die evangelische Glaubensbotschaft wunderschön ausgeformt hat? Das sind doch wunderbare Meilensteine, die uns bei jener Perspektive verlorengehen, die uns die Hightech aufzwingen will. Wo stehe ich selbst im Lauf der Zeit? Verfüge ich über sie, oder verfügt sie über mich? Nein, der Blick lediglich auf den Computer macht die Zeitsicht zu flach, zu kurz. Blicken wir zurück.

„Panta rhei“ – „alles fließt!“ Mit nur zwei Worten formuliert der griechische Philosoph Heraklit im fünften vorchristlichen Jahrhundert eine Grunderfahrung des Menschen: Er erlebt sich selbst im Fluß der Zeit. Der Dichter Homer setzt diese Grunderfahrung noch früher,

nämlich schon im neunten vorchristlichen Jahrhundert, um und unterscheidet zwischen sterblichen Menschen und unsterblichen Göttern. Denn er spürt, daß da jemand sein muß, der über der Zeit steht, der sie in den Händen hält. Für Homer ist das der Olympier Zeus. Christen rechnen anders und machen eine neue Zeitrechnung auf. „Der du die Zeit in Händen hast“, singt Jochen Klepper im Jahr 1938, als ein unseliges Regime abermals eine neue Zeitrechnung aufmachen will und das „dritte Reich“ proklamiert. Und er besingt einen Gott, „der Du allein der Ewige heißt/ Und Anfang, Ziel und Ende weißt/ Im Fluge unsrer Zeiten“. Die Zeit der Sterblichen ist die Gegenwart, spürt er.

Aber er weiß wie schon Homer, daß irgend etwas über die Zeit hinaus weist. Wer immer sich mit der Zeit mit seinem Denken einfangen will, kommt in Widersprüche: Zeit ist ein Unbegriff. Just im Moment ihres Seins ist sie auch schon wieder vergangen, ist Geschichte. Das Sein wird zum Werden, und dieses Werden ist ebenso unerschöpflich wie das Vergehen. An der Schwelle zu einem neuen Jahrtausend stellt sich die Frage nach der Zeit ganz besonders deutlich. Doch neue, befriedigende Antworten sind kaum zu erwarten. Die Frage nach der Zeit ist der Aufbruch in eine Odyssee mit immer neuen Abenteuern. Der Held von Troja hat die Zeit nicht nur auf der Erde durchmessen. In seinem ungeheuren Forschungs- und Abenteuertrieb hat er die Grenzen der Welt überschritten, ist sogar in die Unterwelt vorgedrungen, hat mit den Toten gesprochen und mit ihrer Hilfe – erinnert sei an den blinden Seher Teiresias – Ausflüge in die Zukunft gewagt, stets behütet von Athene, der griechischen Göttin der Weisheit. Und er wurde von einer Gefahr in die andere geworfen, bis er schließlich zum Jetzt und Hier zurückfand – im festverwurzelten Ehebett seiner geliebten Penelope.

Der Mensch sehnt sich nun aber nach Bleibendem und fragt nach dem Sein, aber er erfährt sich selbst als hinfällig und vergänglich. Deshalb sagt der große griechische Philosoph Platon: Wahres Sein ist in der Zeit nicht zu finden. Auf der Suche nach Bleibendem stößt er in die Ideenwelt vor, findet nur dort wahres Sein – und blickt aus dieser Ideenwelt jenseits der Physis, also vom Standpunkt der Meta-Physis, zurück auf diese Welt. So wird er Teilhaber der Weltvernunft, erkennt die Welt als einen Organismus, der sich nach Zahlenverhältnissen ordnet, erkennt im Umschwung des Himmels zwischen Tag und Nacht die Zeit als ordnende Größe. Die Zeit als Faktor der Weltvernunft – so sagt er – ist von dem großen Weltbildner, dem Demiurgen, vorweggedacht. Diese Weltordnung trägt die gestaltlose Materie schon gleichsam als Bestimmung in sich.

Er sagt: Indem die gestaltlose Materie ins Werden eintritt, unterwirft sie sich der Ordnung der Zeit. In der Zeit erreicht die Materie vorübergehend die ihr zuge dachte Form, kann sie aber nicht bewahren und ist deshalb in der Form vergänglich. Zeit ist nach Platon die Vermittlung zwischen Materie und Form. Damit ist dieser griechische Denker gar nicht so weit entfernt von den alttestamentlichen Vorstellungen über die Zeit. Erinnern wir uns an die Schöpfungsgeschichte: „Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre und seien Lichter an der Feste des Himmels, daß sie scheinen auf Erden. Und Gott machte zwei große Lichter, ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde und den Tag und die Nacht regierten und schieden Licht und Finsternis. Und Gott sah, daß es gut war.“ Tag und Nacht, Jahr und Tag werden durch den Lauf der Gestirne bestimmt, erkennt bald der Mensch, der mit seinem Geist die Welt und mithin die Zeit ordnen will. Im Lauf der Jahrtausende bildet sich unter häufigen Verfeinerungen unser heutiger Jahrestakt heraus.

Die biblische Schöpfungsgeschichte zeichnet das Bild einer großen paradisischen Harmonie, doch die hat der Mensch dieser Erzählung zufolge nicht lange bewahren können. Der Trieb nach Erkenntnis stand dagegen, und Platon hatte wie einst Adam vom Apfel der Erkenntnis genossen. Er hat tiefer hineingebissen als einst Adam, hat die göttliche Schöpfung der Welt nicht im Glauben, sondern im Geiste nachvollzogen. Dabei ist ihm der Widerspruch von Sein und Werden aufgegangen. Der spürt: Auch mit meinem Denke bewege ich mich immer nur zwischen Werden und Vergehen, kann ich die Zeit nicht einfangen, nicht greifen. Zwischen dem Werden und Vergehen gibt es kein wirkliches Sein. Das ist nur in der reinen Ideenwelt zu finden, und in diese Welt geläuterter Ideen hofft er mit dem Sterben einzutauchen. Deshalb greift er frohen Mutes zum Schierlingsbecher und sieht in dem Todesurteil die große Befreiung vom Widerspruch zwischen Werden und Vergehen hin zum wahren Sein. Den Widerspruch drückt Platon auch sprachlich aus: Chronos ist für ihn der Takt der Welt, die Idee der Zeit als unveränderlicher Größe, als Ewigkeit, nennt er Äon.

Sein großer Kollege Aristoteles sagt das noch deutlicher. Er beobachtet die Welt und spürt, daß sie durch Bewegung geprägt ist. „Zeit ist Zahl der Bewegung in bezug auf früher und später.“ Wo immer es im Raum Bewegtes gibt, ist die Zeit durch Bewegung bestimm- und meßbar, sagt er schon lange vor der Erfindung der Uhr. Doch, die Sonnenuhr gibt es schon, und die Griechen haben auch schon die Sanduhr entdeckt, die heute in der Eieruhr fortlebt.

Das ist nichts anderes als die Zeiteinteilung durch die Bewegung von Materie. Wir messen so sagt der Denker – aber nicht eigentlich die Zeit, sondern ihr Vergehen. Die Uhr, die die Zukunft mißt, ist bis heute nicht erfunden.

Wer hält diese Bewegung in Gang? – Für Aristoteles ist es Gott. Denn auch er spürt: Zwischen Werden und Vergehen ist über die Zeit nichts auszumachen. Deshalb sucht er wie Sokrates bei Platon einen Standpunkt ohne schwankendes Fundament und findet ihn in der Metaphysik, im „immerseienden“ Himmel, der außerhalb der Zeit steht. Dort ist der erste Bewegter zu finden, nämlich Gott. Er, der die Ordnung des Ganzen vorgedacht hat, ist die „sich selbst denkende Vernunft“. Bis in die Neuzeit ist an dieser aristotelischen Auffassung der Zeit festgehalten worden. Auch er kennt die beiden Begriffe Chronos und Äon.

Der Begriff des Äons, durch die Philosophen eingeführt, führt in der griechischen Kultur zu einem religiösen Umdenken: Die Götter der alten Griechen bewegten sich in Raum und Zeit, griffen sogar direkt ins politische Geschehen ein, zeugten Kinder mit Menschen und trieben ihren Schabernack mit ihnen. „Das gehört sich für Götter nicht mehr“, sagen die Philosophen nach ihren Gedanken über die Zeit, „Götter müssen ewig sein, die Beschäftigung mit der Zeit ist ihrer unwürdig, denn wenn sie selbst Kind der Zeit wären, könnten sie sie ihrem Begriff nach gar nicht erkennen.“

So bereitet die griechische Philosophie sozusagen denkend das Bett für den ewigen Gott, der über allem thronet, alles erschafft und erhält. Den frühen Christen wird der Gedanke vom ewigen Gott so wichtig, daß sie ihren dreieinigen Gott „von Ewigkeit zu Ewigkeit“ regieren lassen. Eine einzige Ewigkeit hat ja inzwischen schon die griechische Götterwelt, und der Christengott steht noch hoch erhaben darüber.

„Ich wundere mich oft darüber, wie leichtfertig man um Zeit bittet und sie anderen gewährt. Es ist gleichsam, als wenn um ein Nichts gebeten wird“, sagt der römische Denker Seneca (4 vor Christus – 65 nach Christus), bestens bekannt mit der griechisch-römischen Götterwelt und den Anfängen der christlichen Religion. Dieser römische Staatsmann, der den Kaiser Nero erzogen hat, sieht in der Zeit eine Aufgabe: Sie ist die große Chance, dem Sterben entgegenzuleben. Denn die Seele – so sagt er – sehnt sich nach der Nähe zu Gott, und diese Nähe zu Gott ist erst zu erwarten, wenn der Chronos, die Jetzt-Zeit, überwunden ist und sich im Tode das göttliche Äon öffnet.

Seneca hat sich nie taufen lassen, aber er ist dem christlichen Erlösungsgedanken schon sehr nahe gekommen. Der Kirchenvater Augustin (354 – 430) aus Nordafrika hat Senecas Denken in seine eigenen Überlegungen zur Zeit mit eingebunden, wenn er den Menschen nach Leib und Seele unterscheidet. Der Leib unterliegt der Zeitlichkeit der Schöpfung im Werden und Vergehen, die Seele hat ihre eigene Zeit, wirkt im Äon. Wer immer über diese Zeit der Seele nachdenkt, sieht sie im Zerfall zwischen gestern und morgen. Die Seele hat ihre Zeit zwischen Erinnern und Erwarten, sie ist gleichzeitig bei Gewesenem und Zukünftigem. Sie und der Leib unterliegen einer Zeit, die nach dem Sündenfall des Menschen zur Unheilszeit geworden und durch Christus zur Heilszeit korrigiert worden ist. Mit dem Bekenntnis zu Christus wisse sich der Mensch in der Heilszeit geborgen und von Gott behütet.

Augustins Zeitbegriff trägt bis hin zum Spätmittelalter. Doch als die Religion durch den Humanismus und Aufklärung an den Verstand Terrain verliert, tun sich Widersprüche auf: Der Mensch hat die gesetzgebende Funktion seiner Vernunft erkannt, will aus eigener Kraft die Gesetze der Natur erkennen, die in sich selbst unvernünftig funktioniert und erst vom menschlicher Erkenntniskraft die Gesetze diktiert bekommt. Die Antike bis in zu Augustin hat die Natur zielbestimmt interpretiert, auf ihre Vollendung hin: Der Tag, die Woche, der Monat, das Jahr runden, vollenden sich. Das gilt auch für den Umgang des Menschen mit der Zeit: Sein Leben vollendet, rundet sich! Jetzt, in der Neuzeit, wird die Natur, wird auch die Zeit auf ihre Voraussetzungen hin untersucht. Zeit wird auf den messenden Verstand bezogen, wird zur Vorbedingung für Naturgesetze, die allesamt ihren Zeitfaktor haben.

Die Alten haben da schon wichtige Vorarbeiten geleistet. Beispielsweise mit dem Kalender. Die Gestirne haben dem Menschen den Anstoß gegeben, die Zeit nach ihrem Lauf einzuteilen. Himmelskörper geben zunächst nur den Jahreszeiten den Takt. Sumerer und Babylonier versuchten sie in einer genaueren Aufteilung der Zeit und machten sie am Lauf des Mondes fest. Schon sie teilten das Jahr in zwölf Mondmonate zu je 30 Tagen ein – und ägerten sich, daß ihre Rechnung nicht aufging. Seine Zyklen passen nicht genau zusammen. So mogelten sie sich durch die Zeit, indem sie zwischen 30- und 29tägigen Monaten abwechselten. Die Griechen und die Römer verfeinerten den alten babylonischen Kalender nur in Nuancen, ohne ihn wirklich deckungsgleich mit dem Lauf der Gestirne bringen zu können.

Dann kam Cäsar und teilte das Jahr ganz anders ein. Er will nicht nur über die Welt herrschen, er will auch das Zeitproblem in Ordnung bringen – und schafft per Dekret das „Jahr der Verwirrung“. Das Jahr 46 vor Christus erhält 445 Tage, die anderen laufen im 365-Tage-Modus. Cäsar verfügt, daß er Monat Februar alle vier Jahre einen zusätzlichen Tag erhält – das erste Schaltjahr ist geschaffen. Nach diesem julianischen Kalender richteten sich das römische Imperium und die späteren zivilisierten Staaten ungefähr 16 Jahrhunderte – bis der Gelehrte Aloisius Lilius, Professor an der Universität Perugia, den gregorianischen Kalender vorlegt, der die Tage pro Monat zwischen 30 und 31 wechseln läßt, dem Februar nur 29 Tage zuschreibt und alle vier Jahre ein Schaltjahr diktiert. Denn das julianische Jahr hinkte um 1500 schon 13 Tage der Sonne hinterher. So verkündet der Papst, daß das Jahr 1583 zehn Tage weniger hat. Er hat einiges geschafft, aber perfekt ist der gregorianische Kalender auch noch nicht: Alle 3323 Jahre ist ein Tag über!

Auch daran versuchen sich die Gelehrten – und die Politiker bis hin zur französischen und zur russischen Revolution. Spüren sie, daß derjenige die Macht hat, der der Zeit den Takt vorgibt? Sie manipulieren die Zeit auf ihre Weise. So hat die russische Oktoberrevolution nach internationaler Zählung erst im November stattgefunden.

Die Einteilung des Monats in Wochen zu je sieben Tagen ist keineswegs selbstverständlich. Andere Völker haben ganz andere Wochenrhythmen. Aber das christliche Abendland hat ja die biblische Schöpfungsgeschichte, und die erzählt von sieben Tagen. Sie werden durch Sonnenauf- und untergang geteilt. Schon die Ägypter haben den Tag in vier Quartale, ja sogar in 24 Stunden eingeteilt. Auch hierzu hat ihnen der Lauf der Gestirne den Weg gewiesen. Diese Zeiteinteilung reichte aus bis ins Mittelalter. Die Zeiteinteilungen haben auch merkwürdige Namen: Unsere Wochentage sind nach den germanischen Göttern benannt, die Monate nach römischen Göttern. Und hinter die Jahreszahl setzten unsere Alvorderen: A.D. – Anno Domini, und das heißt: „Im Jahr des Herrn“. Das weist darauf hin, wie alt unsere ersten Zeitüberlegungen sind.

Aber dann brauchten Wissenschaftler und Seefahrer genauere Zeiteinteilung. Das schafft ein neues Problem: Meßbar ist nur Sichtbares. Man behilft sich. Die Sanduhr ist bereits in der Antike bekannt und versieht ihren Dienst bis in dieses Jahrhunderts. Beispielsweise als Kanzeluhr, damit der Pastor weiß, wann er seine Predigt schließen muß. Zeit ist Bewegung. Das Sprichwort „Die Zeit verrinnt“ nimmt diesen Gedanken auf.

Schon im zwölften Jahrhundert zeigen in den Klöstern Räderuhren die Zeit für die Stundengebete an. Bis dahin behalf man sich mit Sand-, Wasser- und Sonnenuhren. Im 14. Jahrhundert schlagen in Straßburg und Augsburg die ersten Turmuhren die Stunden. Sie erhalten ihren Takt von einem Pendel, das der große italienische Naturwissenschaftler Galileo Galilei entwickelt hat. Die Schwingzeit des Pendels – so lehrt er – hängt nur von seiner Länge, nicht aber von seiner Schwungweite oder von seinem Gewicht ab. Heute wissen wir, daß er nur annähernd recht hatte. Seine Uhren verlieren zwischen 15 und 30 Minuten am Tag, denn die Minute ist nun die neue Zeiteinteilung.

Im 15. Jahrhundert erfindet Peter Hele in Nürnberg die erste Taschenuhr, das „Nürnberger Ei“. Um 1650 werden Pendeluhren gebaut, 1676 kommt die erste Repetieruhr auf den Markt. Die Zeiteinteilung wird genau, und das ist wichtig für die aufbrechenden Naturwissenschaften. Was einst in erster Linie durch das Denken gefunden wurde, wird jetzt durch das Experiment vertieft, und dazu muß man die Zeit exakt messen können.

René Descartes (1596 – 1650), läutet mit seinem berühmten „Cogito ergo sum“ – „ich denke, also bin ich“ – eine neue Freiheit des Denkens und Forschens ein – auch über die Zeit, speziell über die Neu-Zeit: Die Neuheit einer Zeit darf nicht im Fortschritt gegenüber Altertum und Mittelalter gesehen werden. Es kommt nämlich nichts anderes zum Vorschein, als was schon im geschichtlichen Anfang angelegt war. Die Neuzeit ist so fortschrittlich wie rückschrittlich, und jedes Zeitalter ist „gleich nahe zu Gott“. Neu ist jetzt nur die andere Sicht der Welt und des Menschen, denn jetzt beruft sich der Mensch auf seine Vernunft als dem Beweis seiner Selbständigkeit und Freiheit. Das heißt für Descartes: Freiheit von kirchlichen Autoritäten und Dogmen. Erst im Denken wird der Mensch zum Subjekt, und damit er diese Rolle findet, ist grundsätzlicher Zweifel geboten. Der Mensch wird auch zum Subjekt der Zeit: Nur indem ich die Zeit erkenne, wird sie für mich real!

Gottfried Freiherr Wilhelm von Leibniz (1646 – 1716) steht an der Bruchstelle zwischen alter und neuer Zeitinterpretation. Ihm ist es zu wenig, daß die Zeit im Grunde nur noch eine Hilfsgröße zur Erkundung der Natur durch das Experiment sein soll. Gewiß ist der Gebrauch von Zeiteinheiten auf dem Felde der Mechanik unverzichtbar, aber neben dieser mathematischen Zeit gibt es eine andere, eine metaphysische Zeit für den großen Denker aus Hannover, und er ist gar nicht einverstanden mit der Definition seines Zeitgenossen Isaac

Newton (1643 – 1727). Newton beschreibt Zeit als „Ordnung des Aufeinanderfolgenden“. Er nimmt ihr jeden Eigenwert, sieht sie als Eigenschaft der Materie, die sich in der Bewegung zu erkennen gibt.

Leibniz ist selbst Naturwissenschaftler und kennt natürlich die Zeit als physikalisch-mathematische Größe. Aber ist zugleich auch Philosoph und Theologe und sieht deshalb den Zeitlauf als das Spiegelbild der vernünftigen göttlichen Weltordnung. Zeit ist „von der Natur ewiger Wahrheiten“, ruft er aus und korrigiert damit seine großen Vorbilder Platon und Augustin. Zwischen menschlichem und göttlichem Denken über die Zeit gibt es nur einen graduellen Unterschied.

„Was können wir wissen? – Was sollen wir tun? – Was dürfen wir hoffen?“ Mit diesen drei zentralen Fragen setzt sich Immanuel Kant (1724 – 1804) auseinander, und mit diesen Fragen umreißt er zugleich seinen Zeitbegriff. Denn Kant weist auf die Endlichkeit jeder Erkenntnis hin, weil sie an die Zeit gebunden ist. Erkenntnis ist für Kant, „das Sinnlich Gegebene in zeitliche Verhältnisse“ zu setzen und in ihnen zu ordnen. Die reine Zeit als metaphysische Größe ist für ihn wichtig, weil erst sie Erkenntnis, auch und gerade von Naturgesetzen, ermöglicht. Aber er sagt auch, daß die Zeitfolge nicht wie der Raum durchgängig mathematisierbar ist, sondern Platz für Neues bietet, das nicht im bisherigen Ablauf von Ereignissen begründet ist. Das gilt insbesondere für das Feld von Ethik und Moralität. Gerade hier erfahre sich der Mensch nicht als Wesen, das der Zeit ausgeliefert sei, vielmehr könne er die Zukunft bewußt gestalten und sei deshalb als Persönlichkeit dem Zeitlauf entrückt.

„Die Zeit ist das Schicksal und die Notwendigkeit des Geistes“, sagt Friedrich Wilhelm Hegel (1770 – 1831). Er meint einen Zeitbegriff, der jenseits des Jetzt und Hier zu denken ist. Denn zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellen die Menschen fest, daß Zeit nicht gleich Zeit ist. Daß in Frankfurt am Main beispielsweise eine andere Zeit gemessen wird als in Frankfurt an der Oder. Reisende in der Postkutsche müssen am Zielort ihre Uhren neu stellen, weil überall die Ortszeit nach dem Gang der Sonne gemessen wird. Im 18. Jahrhundert wird die Zeitmeßtechnik weiter differenziert, die Sekunde ist erforderlich. Aber wie lang ist sie. Im Jahr 1820 wird sie definiert: Die Sekunde ist der 60. Teil einer Minute, die wiederum der 60. Teil einer Stunde und, und die wiederum ist der 24. Teil eines Tages. Also wird die Sekunde als der 86.400. Teil eines mittleren Sonnentages beschrieben. Diese Definition galt nun über

ein Jahrhundert lang in allen zivilisierten Ländern und schenkte der Wissenschaft einen international anerkannten Zeit-Standard.

Jetzt sind die Zeiträume genormt, nicht aber die Zeitpunkt. Jeder Ort richtet sich noch immer nach seiner eigenen Zeit, der Ortszeit. Die Sonnenuhr bestimmt die Ortszeit. Das kann auf Dauer nicht so weitergehen.

Denn ein paar Jahrzehnte später ist Deutschland, ist Europa von einem Schienennetz durchzogen. Für eine Postkutsche, die maximal 15 Kilometer pro Stunde zurücklegt, spielt der örtliche Zeitunterschied noch keine Rolle. Man behilft sich mit dem Umstellen der Taschenuhr. Aber je schneller der Mensch von A nach B kommt, um so wichtiger eine verlässliche überregionale Zeiteinteilung. Man denke nur an die Fahrpläne der Eisenbahn!

Noch im Jahr 1874 schlagen die Uhren in Lübeck anders als 80 Kilometer weiter in Elmshorn, und in Bayern rechnet man rechts des Rheins nach Münchner und links nach Ludwigshafener Zeit. Die norddeutschen Eisenbahnen gehen das Problem energisch an, einigen sich für ihre interne Verwaltung auf die Berliner Zeit. Aber auf den örtlichen Bahnhöfen wird zunächst weiterhin nach Ortszeit angeschlagen – ein Kuddelmuddel ohnegleichen! Es währt nicht lange, denn im Jahr 1893 einigt man sich auf die „große Nationaluhr“, die den Zeittakt des 15. Längengrades östlich von Greenwich anschlägt, der übrigens mitten durch Görlitz an der Neiße verläuft. Die Lokführer bringen diese Zeit auf die einzelnen Bahnhöfe mit – per Taschenuhr.

Erst die Elektrizität ermöglicht einen exakten Zeitabgleich – erst per Telegrafienlinien, dann mit Funk. 1927 stellt die Deutsche Reichsbahn als eine der letzten Eisenbahngesellschaften Europas auf Zeitangaben im 24-Stunden-Schema um. Bis dahin unterschieden die Nachmittags- und frühen Nachtzeiten durch unterstrichene Minuten von denen nach 12 Uhr Mitternacht.

Die Bahn hat Europa, hat der Welt den Takt gegeben. Das schlägt sich in der Umgangssprache nieder: Man ist „pünktlich wie die Eisenbahn“ und bewegt sich „im Fahrplan“. Aber schon bald wird ersichtlich, wie schnell man da aus dem Takt kommen, wie schnell „die Zeit aus den Fugen geraten“ kann. Eine einzige falsch gestellte Weiche setzt den Fahrplan außer Takt – und das um so häufiger, je enger die Zeit verplant wird.

Heute sprechen wir in vielen Zusammenhängen vom „Wettlauf mit der Zeit“, und immer wieder verlieren wir diese Wette, drohen uns selbst zu verlieren an die Zeit. Nicht mehr wir beherrschen die Zeit, die Zeit droht uns zu beherrschen. Sie hat sich zum Eigenwert verselbständigt, ist nicht mehr wie früher eine Hilfsgröße, um sich in der Welt zurechtzufinden.

Da nützt auch das Philosophieren über den Wert oder Unwert der Zeit nichts: Der russische Philosoph Nikolaj Bardjajew erzählt: Ein alter Herr setzt sich leidenschaftlich für Bedeutungslosigkeit und Unwirklichkeit der Zeit ein, hält dann aber plötzlich inne und blickt mit echter Besorgnis auf die Uhr, weil ihm nämlich der Gedanke kommt, er könne seine Medizin vielleicht zwei Minuten zu spät genommen haben...“

Termine, Termine! Die Industrie bietet uns Computer-Timer, die uns an Verabredungen erinnern, an Steuertermine, an Konferenzen. Sie hat die Stechuhr eingeführt und die Stoppuhr für die Akkordarbeit. Sie dominiert nicht nur unseren Arbeitstakt, sondern auch zunehmend unsere Freizeit: Der Sprinter läuft, der Schwimmer schwimmt, der Taucher taucht gegen die Zeit. Sie ist zum Gegner geworden, den man besiegen will.

Nicht wir haben die Zeit, die Zeit hat uns im Griff, und wir können uns diesem Würgegriff der Zeit im Alltag kaum entziehen.

„Gott schuf die Zeit, von Eile hat er nichts gesagt!“ Wir kennen dieses geflügelte Wort aus dem Volksmund. Es stimmt. Die Pflicht zur Eile diktieren sich die Menschen selbst oder gegenseitig, und deshalb macht ständig ein anderer Satz die Runde: „Ich habe keine Zeit!“ Das stimmt so nicht, denn jeder hat Zeit auf dieser Welt. Aber jeder teilt sie sich anders ein. Der zielstrebige Karrieretyp richtet sein Zeitkonto ganz anders ein als der Ruheständler, der Student anders als der Lehrling, der Berufstätige anders als die Hausfrau. Dagegen ist auch gar nichts zu sagen. Aber kritisch wird die Sache, wenn Zeit einen so hohen Eigenwert gewinnt, daß darüber menschliche Qualitäten abhanden kommen wie Liebe, Zuwendung, Hilfsbereitschaft. Wieviel Lieblosigkeit verbirgt sich hinter dem achtlos dahingeworfenen „Ich habe keine Zeit!“

Das ist nun aber gar nicht leicht, Mensch zu bleiben im unmenschlichen Räderwerk der Zeit. Dabei hat jeder die Zeit selbst in der Hand: Will ich Herr der Zeit bleiben und mit damit den

Blick freihalten für Familie, Nachbarn, Freunde und Hilfsbedürftige? Oder will ich mich auf den brutalen Kampf gegen die Uhr einlassen?

Die Uhr – wir wissen, daß sie eine Erfindung des Menschen ist – wie übrigens auch die Zeiteinteilung. Sie folgt zwar Gesetzen der Natur, aber sie gehört nicht zur Natur des Menschen. Die Uhr ist ein Stück unbeseelter Technik, sie ist eine Maschine, nichts weiter, auch wenn sie heute über Weltzeituhr, Atomuhr und Funkimpulsübermittlung zum Kult geworden ist.

Da tut es gut, wenn es neben der Uhrzeit auch andere Zeiteinteilungen gibt. Wir kennen das alle. Auf dem Bauernhof gilt ein anderer Zeitrhythmus mit Melken, Füttern und Feldarbeit als im Handwerksbetrieb oder im Speditionsunternehmen. Die Familie pulsiert nach anderem Rhythmus als das Arbeitsleben. Als Kind habe ich mich jeden Tag auf die gemütliche Stunde am Abend gefreut, als die ganze Familie zusammen saß zum Singen, Vorlesen und Spielen. Meine Frau und ich haben das auf unsere Familie übertragen, und inzwischen hat auch unser erster Enkelsohn diese Qualität der Zeiteinteilung entdeckt. Da ist die Uhr, ist der Zeitrhythmus für eine Stunde am Tag außer Kraft gesetzt. Da kann man aufatmen. Ich persönlich freue mich heute auf diese Atempause, die meine Frau und ich abends einlegen: Ein Glas Rotwein vorm warmen Kamin, eine gute Zigarre dazu, ein gutes Gespräch oder – wenn man sich einmal weniger zu sagen hat – ein gutes Buch.

Es gibt auch eine andere Möglichkeit, gegen den Druck der Zeit zu arbeiten, denn neben unserer regulären Zeiteinteilung haben wir das Kirchenjahr mit seinem ganz anderen Takt. Es ist schade, daß diese Art der Zeiteinteilung nach ganz anderen Kriterien aus dem Blickfeld zu entschwinden droht. Es ist eine Zeiteinteilung des Gefühls: des Wartens, der Freude, der Einkehr, der Buße, der Freude. Diese andere Zeiteinteilung befreit vom Zwang der Uhr, und das ist jenen ein Dorn im Auge, die die Normal-Zeit kapitalisieren wollen. So ist der Buß- und Betttag aus dem Verzeichnis der arbeitsfreien Tage verschwunden, so wird darüber nachgedacht, die zweiten Feiertage kirchlicher Feste zusammenzustreichen, so öffnen immer mehr Geschäfte auch am Sonntag. Die Normalzeit greift zu auf jede andere Zeiteinteilung, die ihr entgegensteht.

Hüten wir uns davor! Man muß nicht unbedingt ein frommer Mensch sein, um Bedenken gegen den Sonntagsverkauf einzulegen. Wir brauchen – gerade auch in kleinen und

mittelständischen Betrieben – Pausen zum Durchatmen. Wenn ich mir überlege, daß das frische Brötchen auf dem sonntäglichen Frühstückstisch nur durch Verzicht anderer Menschen auf den Sonntag zu haben ist, dann schmeckt es mir nicht mehr. Ich sage das deshalb, weil ich selbst in Sonntagsdienste eingebunden bin, und ich kann Ihnen sagen: Die sind besonders brutal! Denn wer schon am Sonntag arbeiten muß, der verdient Zuschläge. Damit aber der Betrieb nicht zu viele Zuschläge zahlen muß, wird die Sonntagsschicht von der Personalausstattung höchst sparsam gehalten. Was bei uns normalerweise sechs Redakteure schaffen, das muß am Sonntag von nur zweien geleistet werden. Was nutzt mir dann das Geld, wenn ich am Abend völlig kaputt ins Bett falle?

Deshalb bin ich auch strikt gegen die weitere Liberalisierung der Ladenöffnungszeiten! Wenn deren Befürworter auf andere Länder wie Skandinavien, Frankreich und England hinweisen und sogar die USA zitieren, wo einige Supermärkte 24 Stunden geöffnet sind, dann müßten sie auch einsehen, daß in diesen Ländern die Arbeitslosigkeit um keinen Deut geringer ist als hierzulande, daß es dort noch viel mehr Menschen gibt, die mit ihrer beruflichen Situation gesundheitlich nicht mehr fertig werden, daß es dort noch mehr kaputte Familien als hierzulande gibt und daß auch dort letzten Endes nicht mehr umgesetzt wird als hierzulande.

Ich sagte es schon: Wer der Zeit den Takt gibt, hat die Macht: Das gilt auch für unsere Gesellschaft. Erinnern wir uns an das Gezerre um die Fünf-Tage-Woche Ende der 50er Jahre, an die Einführung der 40-Stunden-Woche in den 60ern und die Diskussion um weitere Arbeitszeitverkürzungen nach Einführung der 36,5-Stunden-Woche. Arbeitgeber und Gewerkschaften ringen um die Zeit! Da werden willkürliche Zeitmanipulationen angeordnet wie der Unterschied zwischen Sommer- und Winterzeit, die nichts bringen und den natürlichen Lebensrhythmus zumindest phasenweise empfindlich stören. Die Zeitspanne, unter der eine Regierung arbeiten darf, ist ebenso wichtig wie die erforderliche Lebenszeit zur Wahlberechtigung. „Zeit ist Geld“, sagt der Volksmund und fährt fort: „Geld regiert die Welt!“

Doch zurück zur Uhr: Wenn ich auf dieses kleine armselige Ding blicke, das mich Tag für Tag zu vergewaltigen versucht, dann frage ich sie manchmal: „Tickst du noch ganz richtig?“ – Aber die Uhr antwortet mir nicht, und ihre Sprachlosigkeit ist eine Frage an mich. Die Antwort kann ich erst nach Feierabend geben: Ich binde die Uhr einfach ab, genieße die Zeit ohne sie und beneide manchmal die Altvorderen, die die Zeit nach den Erfordernissen des

Alltags und nicht nach Karrieregesichtspunkten eingeteilt haben. Dann kann ich mir Zeit nehmen zum Nachdenken, zum Schreiben, zum Lesen, dann kann ich zu mir finden und zu dem, was mir wesentlich erscheint im Leben. Dann kann ich mich ans Klavier oder an die Kirchenorgel setzen, dann kann ich ein schönes Bild betrachten. Und wenn ich dann meinen Enkel beobachte, kommt mir ein Wort von Martin Luther in den Sinn. In seinen berühmten Tischreden sagte er: „Das Leben der Kinderlein ist am allerseligsten und besten; denn sie haben keine zeitlichen Sorge.“ Und Thomas Niederreuther schreibt in seinen Aphorismen: „Uhren nehmen mit ihrem strengen Maß den Stunden jenes Schweben, das sie mit der Unendlichkeit verbindet. Sie zersägen den vollen Klang des Werdens.“

Diesem vollen Klang des Werdens sollten wir lauschen. Dann haben wir das Ohr an einer unbeschwerten Zukunft, dann fürchten wir sie nicht, sondern hoffen sie herbei. Das Ticken der Uhr stört uns nur dabei. Binden wir sie einfach ab, lassen wir unser Denken nicht vom Takt der Zeit fesseln, lauschen wir in uns selbst hinein. Denn wir haben sehr wohl eine innere Uhr, die uns sagt, was die Stunde geschlagen hat, und wir haben einen Vater im Himmel, zu dem wir beten dürfen: „Der du die Zeit in Händen hast, Herr, nimm auch dieses Jahres Last und wandle sie in Segen. Nun von dir selbst in Jesu Christ die Mitte fest gewiesen ist, führ uns dem Ziel entgegen. Der du allein der Ewge heiß und Anfang, Ziel und Mitte weißt im Fluge unsrer Zeiten: Bleib du uns gnädig zugewandt und führe uns an deiner Hand, damit wir sicher schreiten.“